

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 62 (1966)  
**Heft:** 3-4

**Artikel:** "Schnurziehen" und "Fontanellensetzen" : künstliche Wunden als Krankheitsableitung im Wechselspiel von Schul- und Volksmedizin  
**Autor:** Grabner, Elfriede  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-116188>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## «Schnurziehen» und «Fontanellensetzen»

*Künstliche Wunden als Krankheitsableitung im Wechselspiel  
von Schul- und Volksmedizin*

Von *Elfriede Grabner*

### *I. Haarseil*

Die Wundbehandlung nimmt in den Praktiken der Volksmedizin vielfach grossen Raum ein. Unberücksichtigt aber blieben bis heute die verschiedenen Methoden, bei denen man zur Ableitung von Krankheiten künstliche Wunden erzeugte oder bestehende Wundöffnungen durch Einlegen von kleinen Teilchen offen hielt. Manche dieser Praktiken sind allerdings mehr oder weniger rationelles Erfahrungsgut der Schulmedizin geblieben, wurden aber doch auch von der Volksmedizin aufgegriffen und weitergeführt. So legte man z.B. in der Steiermark in eiternde Wunden Hunde- oder Katzenhaare, weil diese die Eiterflüssigkeit herausziehen sollten<sup>1</sup>. Das klingt nun im ersten Augenblick recht wunderlich, wird aber bald verständlich, wenn wir die im Prinzip ähnlichen Praktiken betrachten, die einst auch von der Schulmedizin angewendet wurden. Nach der sogenannten «Humoralpathologie», die von antiken Ärzten und Philosophen vertreten wurde, hing die Gesundheit von der richtigen Mischung der Säfte im Körper ab. Man musste daher die schlechten Säfte, die Krankheiten hervorriefen, ableiten. Dies versuchte man dadurch zu erreichen, dass man künstliche Wunden mittels eines durchgezogenen Haarseils lange offen hielt. Um 1695 widmete der steirische Arzt Adam von Lebenwaldt in seinem Arzneibuch ein Kapitel dieser Praktik, das er mit dem Titel «Von dem Schnuer ziehen» überschreibt: «Dieses vergleicht sich mit einem doppelten Fontanel/auf Lateinisch nennt mans Setaceum Von Seta einer Borsten/die man durchziehen kan/oder einer Schnur aus Seiden und andern/es ist auch schon zu Zeiten Hippocratis bekannt gewesen: Daß es von grossen Nutzen sey/ erscheint aus denen Historien und Erfahnussen/wiewohlen es von der Bontekoischen Secta<sup>2</sup> verachtet wird/nemlich es sey ein Crudele remedium, daher sich ein Edelmann gegen dem Chirurgo erzürnte sprächend, Du Ertz-Bernhäuter/weist du keine andere Mittel/als die auf eine Bernhaut gehörig/ich bin ja kein Schelm oder Dieb/daß man mich brennen will/oder daß ich wie ein Übelthäter den Strick um den Hals tragen solle.

<sup>1</sup> Hsl. Ferk-Archiv am Steirischen Volkskundemuseum (= StVKM), Vordersdorf, Bez. Deutschlandsberg.

<sup>2</sup> Eine medizinische Schule, benannt nach Dr. Cornel Bontekoe, † 1685.

Aber man gehet anjetzo auf eine andere Weiß gantz glimpflich um/ und ist so leicht auszustehen, als eine Aderlaß/ist derowegen nicht zu scheuen/auch ist guten Chirurgis die administration dieser operation wohl bekannt/es wird gelobt von Horstio, Mercato, Fragoso, schier in allen Zuständen absonderlich in der Pestilenz/in welcher solche Zachias auf den Hoden-Sack apliciren lasset/man kan es auch schier in allen Theilen/nach Beschaffenheit der Zustände gebrauchen/gar die Kröpff vertreiben und andere Gewächs wie mit mehrern zu lesen/in D. Joh. Franci Bericht von den Schnur-Ziehen»<sup>3</sup>.

Diese Auffassung hielt sich lange in der Schulmedizin. Neben Aderlass und Zuggpflaster gehörten künstliche Wunden zu den wichtigsten ärztlichen Mitteln. 1497 erwähnt Hieronymus Brunswig in seiner Chirurgie schon die Einführung eines Haarsetaceum in den Wundkanal<sup>4</sup>. Man benützte drei Arten von künstlichen Wunden, die man so lange als es nötig schien offen hielt, mit Hilfe von Setaceum, Moxa (ein asiatisches Mittel, das in Europa zu Ende des 16. Jahrhunderts bekannt wurde) und Fontanelle. Zusammen mit dem Aderlass wurden sie zur sogenannten «kleinen Chirurgie» gerechnet.

Schon im 6. Jahrhundert n. Chr. empfahl Aëtius aus Amida zum erstenmal, die Wunde nach dem Ausbrennen nicht heilen zu lassen, sondern sie mindestens zwei Monate hindurch eiternd zu erhalten<sup>5</sup>. Diese Methode hat sich dann bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Im «Buch der Bündth-Ertzney», das Heinrich von Pfolspeundt im Jahre 1460 verfasst hat, besitzen wir den ältesten deutschen Beitrag zur Chirurgie. Der Verfasser versucht, frische Wunden durch Eiterungen zu heilen, indem er Terpentin und Rosenöl in sie eingiessen lässt. Ebenso sollten nach dem «Feldtbuch der Wundartzney» von Hans von Gersdorff aus dem Jahre 1517 die vermeintlich giftigen Schusswunden durch Eiterung geheilt werden, indem man sie mit heissem Öl ausbrannte<sup>6</sup>.

In den medizinischen Schriften des 17. Jahrhunderts ist die Haarseilmethode hoch in Mode. Sie wurde so praktiziert, dass man eine Hautfalte durchstach und eine Schnur, oft aus Haaren gedreht, durch die beiden Löcher zog. Cornelius Solingen beschreibt das «Schnurziehen» 1693 in seinem Werk «Hand-Griffe der Wund-Artzney»<sup>7</sup>. Auch im

<sup>3</sup> A. Lebenwaldt, Land-Stadt-Und Hauß-Artzney-Buch (Nürnberg 1695) 385.

<sup>4</sup> W. Leibbrand-A. Leibbrand-Wettley, Kompendium der Medizingeschichte (München-Gräffling 1964) 98.

<sup>5</sup> A. Martin, Geschichte der Tollwutbekämpfung in Deutschland: Hess. Blätter für Vkd. 13 (1914) 84.

<sup>6</sup> E. Königer, Aus der Geschichte der Heilkunst (München 1958) 10f. 16.

<sup>7</sup> C. Solingen, Hand-Griffe der Wund-Artzney (Frankfurt a.d.Oder 1693) Kap. 9.

18. Jahrhundert erwähnen chirurgische Lehrbücher noch allenthalben diese Praktik als «Operatio setacei» oder «Haarschnurziehen». Sie wurde angewendet bei «Hohlgeschwüren, wenn die über dem Geschwüre liegende Substanz sehr dicht ist», und «bey einer gewissen Gattung lymphatischer Geschwüre»<sup>8</sup>.

Als Werkzeuge dazu verwendete man eine flache, gegen die Spitze zu zweischneidige Nadel oder eine «Bistouri» und eine «Sonde mit einem Öhre, worinn ein Bändchen von ausgefaselter Leinwand eingefädelt ist»<sup>9</sup>. Die Operation selbst wird ebenfalls genau erläutert: «Man bringt die Nadel, in welcher das Leinwandbändchen ist, in das Geschwür, sticht an dem Orte, wo die künstliche Öffnung gemacht werden soll, durch, und lässt das Bändchen darinn zurück. Bedient man sich der gehörten Sonde, so bringt man auch diese in das Geschwür bis an den Ort hin, wo die Gegenöffnung angezeigt ist. Alsdenn wird über dem stumpfen Ende der Sonde ein hinlänglicher Einschnitt gemacht, und sie wird so, wie oben die Nadel, mit Zurücklassung des Bändchens, durchgezogen»<sup>10</sup>. Neben dieser Einführung von Stoffteilchen in eiternde Geschwüre, erzeugte man auch bei gewissen Leiden, wie z.B. bei «Kopfflüßen, bey der Schlaf- und fallenden Sucht», bei Augenentzündungen, beim schwarzen Stare, «wenn die Ohren fließen», bei Lähmungen und starken Zittern des Kopfes, eigene kleine Wunden im Nacken und führte das Haarseil ein. «Von dem Haarschnurziehen in dem Nacken» oder «Setacei applicatio ad nucham» wird daher diese chirurgische Anweisung für den Arzt überschrieben. Diese Prozedur wird wieder ausführlich erläutert: «Man kneipt die Hauptbedeckungen an dem Nacken entweder mit der Zange oder mit der Hand in eine längliche Falte, doch so, dass sie von oben herab gegen die eine oder andere Seite zu etwas schief läuft, sticht die mit der ausgefaselten Leinwand versehene Nadel so durch, dass sie eine Hauptöffnung niedriger als die andere wird, und lässt alsdenn die mit Öle oder Digestivsalbe bestrichene Leinwand darinnen; beyde in den allgemeinen Bedeckungen auf diese Art gemachten Öffnungen sollen wenigstens ein- oder anderthalb Zoll voneinander entfernt seyn...»<sup>11</sup>.

Die Anwendung dieser Mittel ging in der Schulmedizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr zurück. Aber noch im Jahre 1898

<sup>8</sup> J. Hunčovsky, Anweisung zu chirurgischen Operationen (Wien 1787) 20f.

<sup>9</sup> wie Anm. 8.

<sup>10</sup> wie Anm. 8.

<sup>11</sup> wie Anm. 8, 166f.

schrieb ein deutscher Arzt, er verwende das Haarseil mit gutem Erfolg und seiner Ansicht nach sei es bei der Behandlung von Augen- und Ohrenkrankheiten unentbehrlich. Der ärztliche Autor bedauert, dass den jungen Studenten der Medizin nichts mehr über die Anwendung des Haarseiles gelehrt werde. «Denn», so meint er, «wenn auch das Haarseil selten oder schwerlich jemals den Werth einer das Leben rettenden Operation, wie so oft der Aderlass, wird jemals beanspruchen können, so möchte ich doch die Aufmerksamkeit des praktischen Arztes auf dies oft unentbehrliche Mittel lenken, welches in einzelnen Fällen kaum durch ein anderes ersetzbar erscheint»<sup>12</sup>. Aber um diese Zeit ist die Behandlungsmethode in der wissenschaftlichen Medizin im allgemeinen bereits ausgeschieden und allmählich immer mehr zu einer Praktik der Volksmedizin geworden.

Das Wort *Setaceum* – aus lat. *seta* = steifes Haar –, ist in verschiedene Dialekte übersetzt worden. So heisst es norwegisch *sime* und *snara*, dänisch *sime* und *trækkesnor*, schwedisch *hank*, deutsch Haarseil und Ziehschnur. In Norwegen und Schweden wurde die Haarseilmethode bis 1870 von den Ärzten angewendet, aber schon um 1900 wird sie von den «klugen Frauen und Männern» benützt, während sie sich in der Tierheilkunde noch länger hielt<sup>13</sup>. In Schweden hielten vor 100 Jahren die Ärzte diese Methode bei Hirnhautentzündungen noch für durchaus wirksam. Sie sollte in erster Linie auf kürzestem Weg das überflüssige «Phlegma» aus dem Gehirn ableiten. Mit einer breiten, halbrunden Nadel musste ein Band oder ein Faden in eine Hautfalte im Nacken eingeführt werden. Besonders empfahl man dafür einen Strang Frauenhaar<sup>14</sup>.

Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm kennt die beiden Ausdrücke «Haarschnur» und «Haarseil» und erklärt sie mit: «dünnes, von Haaren gedrehtes Seil, das in ein Fontanell zum Abführen böser Feuchtigkeiten des Körpers gelegt wird»<sup>15</sup>. Das Haarseil und seine Wirkung kennt auch Jean Paul (1763–1825) in einem Frühwerk, wenn er bildlich davon spricht: «... er hatte keine andern abführenden Haarseile seiner ungeduldigen Laune als seine Fäuste...»<sup>16</sup>.

<sup>12</sup> Dr. Heidenhain, Das Haarseil (*setaceum*): Berliner Klinische Wochenschrift 35 (1898) 182 f.

<sup>13</sup> L. Weiser-Aall, Menn med øreringer i Norge (Oslo 1957, Småskrifter fra Norsk Etnologisk gransking) 47.

<sup>14</sup> R. Fähræus, Basic Facts concerning Humoral Pathology and Relics of these in the Language and in Folk-Medicine: *Arv* 18–19 (1962–1963) 179.

<sup>15</sup> J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 4, Sp. 37 und 38.

<sup>16</sup> Jean Paul, Die unsichtbare Loge. Eine Lebensbeschreibung. 1, 69.

In Oberbayern war das Haarseil am Ende des 19. Jahrhunderts nur noch in der Tierheilkunde bekannt. Dazu verwendete man Lederstreifen und Kuhhaare<sup>17</sup>. M. Höfler spricht die Vermutung aus, dass es sich bei der künstlichen Offenhaltung von Wunden ursprünglich um Kultwunden gehandelt habe, die durch das Einlegen eines Objektes, das später zum Schmucke und dann als Schmuckgegenstand getragen, offen gehalten wurden. Wenn man solche Wunden nun durch Asche, Erbsen oder Kugeln aus Efeuholz offen hielt, so eiterten sie und das Wundsekret quoll beständig herab. Sie wurden also zur Fontanelle (Quellchen, Brännchen), die, wie der Name andeute, aus dem Romanischen zu uns gekommen und keine volkstümliche deutsche Bezeichnung erhalten habe<sup>18</sup>.

Der Zusammenhang mit dem Kult ist tatsächlich in einer eigenartigen Heilhandlung gegeben. In der Abtei Andain, dem heutigen St. Hubert d'Ardennes (Luxemburg), hat man zur Bekämpfung der Tollwut bei besonders Gefährdeten auf der Stirn einen kreuzförmigen Einschnitt angelegt, in dem ein kleines Fäserchen der himmlischen Stola implantiert und darin zur Einheilung gebracht wurde. Die so Behandelten hatten noch neun Tage lang besondere Verhaltensvorschriften zu beobachten, die wohl im wesentlichen den Zweck hatten, das Herausfallen der Reliquie aus der Schnittwunde zu verhindern. Sie galten aber danach für dauernd gefeit gegen den Biss wütender Tiere und erhielten die Macht, ihrerseits anderen Verletzten einen Aufschub der Krankheit für 40 Tage gewähren zu können<sup>19</sup>.

Schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts schrieb ein anonym Verfassers der Wunder des hl. Hubertus, dass viele, die von tollen Hunden oder anderen wütenden Tieren gebissen, den hl. Hubertus anrufen, in das in den Ardennen gelegene Kloster, welches seinen Namen führt und zur Lütticher Diözese gehört, wallfahrten, sich da einen Schnitt in der Stirn machen, dann mit einem Stücke von der Stola dieses Heiligen verbinden lassen und darauf Linderung verspürt haben<sup>20</sup>.

---

<sup>17</sup> M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit (München 1888) 192f.

<sup>18</sup> wie Anm. 17.

<sup>19</sup> H. O. Münsterer, Probleme der Lyssabehandlung vor Pasteur: Die Medizinische, Nr. 41 (Stuttgart 1955) Sonderdruck S. 4. – Über den Stirnschnitt und das Einlegen eines Fadens von der Stola des hl. Hubertus berichtet auch J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I (Göttingen und Leipzig 1852) 146f. – Der Zeitraum von 40 Tagen spielt in der Volksüberlieferung vielfach eine grosse Rolle. Besonders in volksmedizinischen Praktiken begegnet er immer wieder. Vgl. E. Grabner, Kinderkrankheit und Volksvorstellung. Ein Beitrag zur Volksmedizin der Südstalpen: Carinthia I, 153 (1963) 741ff.

<sup>20</sup> A. Martin (wie Anm. 5) 95ff.

Im 16. Jahrhundert wird in der «Chemnitzer Rockenphilosophie» diese Heilhandlung erwähnt. Die Stelle ist aus van Helmont's (geb. 1577 in Brüssel) Traktat von den Krankheiten (Trakt. 54, Kap. 15) entnommen und lautet: «Wer ein Fähnlein (soll wohl richtig «Fädlein» heissen!) von St. Huberts Rocke in die Stirn einheilt, den kann kein wütendes Tier beißen»<sup>21</sup>. Und noch 1792 berichtet der Bonner Professor Rongemont über den Stirnschnitt in seiner französischen Abhandlung über die «Hundswuth»: «Sie impfen ein Stückchen von der Stola des heiligen Hubertus in die Stirne ein und schreiben ein gewisses Verhalten und Gebete vor»<sup>22</sup>.

Sicherlich aber geht diese Praktik weit in vorchristliche Zeit zurück und hat an und für sich mit dem christlichen Heiligenkult wenig zu tun. So wissen wir, dass auch die norwegischen Lappen einst die Wolle von dargebrachten Opfertieren in einer Stirnwunde als Mittel gegen die Tierwut trugen, wenn über sie berichtet wird: «ut Lappones Norwegici hodiedum lanae floccum vel paulo maiorem quantitatem ut amuletum contra hyemis saevitiem servare vel portare solent»<sup>23</sup>.

## II. Fontanelle

Damit haben wir eigentlich schon die Haarseilmethode verlassen und sind bereits in das Gebiet der im Prinzip ähnlichen Fontanelle herübergewechselt. Ein solches künstlich erzeugtes Geschwür an der Körperoberfläche sollte ebenfalls die «schlechten Säfte» ableiten. Man erzeugte Fontanellen mit dem Messer, mit dem Glüheisen, mit Kanthariden, Seidelbast oder Moxen. In die Wunden wurden Erbsen eingelegt, damit die Geschwüre nicht verheilten. Eine genaue Anweisung für das «Fontanellensetzen» (*Operatio fonticuli*) gibt der schon erwähnte Johann Hunčzovsky, Lehrer an der k.k. Josephinisch-medizinisch-chirurgischen Akademie zu Wien 1787 in seinem Lehrbuch: «Zum Fontanellsetzen muß man allzeit eine Gegend, die zwischen zweyen Muskeln liegt z. B. am Arme jene zwischen dem deltaförmigen zweyköpfigen Muskel: am Schenkel jene zwischen dem inneren breiten, und dem dünnen Muskel usw. wählen. Nachdem diese örtliche Wahl getroffen ist, so macht man mit der Lanzette eine kleine Wunde in die Haut, und legt eine Erbse hinein. Bedient man sich des Brenn-

<sup>21</sup> A. Martin (wie Anm. 5) 95 ff. Nach A. Birlinger, Von Sankt Hubert. Im neuen Reich. Leipzig 1880.

<sup>22</sup> wie Anm. 21.

<sup>23</sup> J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I (Göttingen und Leipzig 1852) 147.

eisens, so befördert man das Ablösen der davon entstandenen Rinde dadurch, daß man sie entweder mit der Salbe von Basilikum, oder mit Butter bestreicht, und sobald die Rinde weggefallen ist, so legt man ebenfalls eine Erbse oder sonst ein Kügelchen in das Geschwür. Auf gleiche Weise verfährt man, wenn man sich der Ätzmitteln bedient. Übrigens muß das Geschwür täglich verbunden, und durch wiederholt eingelegte Erbsen oder Kügelchen unterhalten werden»<sup>24</sup>.

Neben Cornelius Solingen<sup>25</sup> und Adam von Lebenwaldt, der die Fontanelle für ein unschätzbare Mittel hält, um die «zur Fäulung und Gifft geneigte Feuchtigkeit/weg zu treiben/und von aller Schädlichkeit zu hüten»<sup>26</sup>, widmet auch Matheus Gottfried Purmann in seiner «Wund-Artzney» ein Kapitel dieser Praktik und überschreibt es mit «Von den Fontanellen/was sie seyn und nützen/und denn auch wie sie recht zu setzen»<sup>27</sup>. Purmann klagt 1705 darüber, dass Fontanellen damals missbraucht und an falschen Stellen des Körpers ange-setzt würden, so dass dieses unentbehrliche Mittel in Verruf käme. Er selber habe es mit Erfolg verwendet, nicht nur gegen alle Arten von Katarrhen (Fluss) in Kopf, Augen, Ohren, Mund, sondern auch in der Brust, Milz und während der Schwangerschaft und sogar bei der Pest. Dass diese Methode weit zurückreiche, glaubt Purmann nicht, denn «ob schon einige meynen/der Hippocrates habe etwas darvon gedacht/wie dessen Casp. de Reyes Quaest. 56 gedencket/aber es ist irrig/und nur von dem cauterisiren zu verstehen/denn viel Dinge sind itzo im Brauch/und unschätzbar/welche die Alten nicht gewust...»<sup>28</sup>. Das Fontanellensetzen aber sei für den Menschen ungemein wichtig, «weil der Mensch durch unordentliche Diät von Fressen und Sauffen/Huren/u. andern unordentlichen Leben/allerhand böse Unreinigkeiten und schädliche Feuchtigkeiten auf sich geladen und sonst sich geschwächt hat/kan solches durch die Natur nicht gänzlich vermittelt der gewöhnlichen Ausgänge ausgetrieben werden/und müssen die Fontanellen das übrige/next den Artzney-Mitteln/mit hierbey thun»<sup>29</sup>.

Der Schweizer Arzt Theodor Zwinger hält um 1725 Fontanellen als Vorbeugungsmittel bei der Pest für wenig wirkungsvoll und meint dazu: «Für ein sonderbar Praeservatif halte ich endlich/wenn eine

<sup>24</sup> J. Hunčovsky (wie Anm. 8) 18 ff.

<sup>25</sup> C. Solingen (wie Anm. 7) 371 ff.

<sup>26</sup> A. Lebenwaldt (wie Anm. 3) 386.

<sup>27</sup> M. G. Purmann, Grosser und gantz neugewundener Lorbeer-Krantz/Oder Wund Artzney... (Frankfurt und Leipzig 1705) 242 ff.

<sup>28</sup> wie Anm. 27.

<sup>29</sup> wie Anm. 27.



Persohn/welche insonderheit täglich die Patienten besuchen soll/sich ein oder zwey Fontanellen auff dem Arm oder Fuß setzen läßt/als dadurch viel Gifft auß dem Geblüt siepert»<sup>30</sup>.

Allmählich beginnt das Fontanellensetzen um diese Zeit schon zum allenthalben empfohlenen Hausmittel zu werden. So widmet J. N. Seitz in seinem «Trost der Armen» auch den Fontanellen ein Kapitel, das für den Laien gedacht ist. Zuerst beschreibt er die drei Arten, mit denen man solche künstliche Wunden erzeugen kann, «nemlich mit einem Corrosiv, brennenden Eysen/oder mit der Lantzen/unter welchem die Erste gar langsam den Fluß herbey ziehet/die andere/so bald das getödete Fleisch ausgefallen/zu fliessen anfängt/die dritte aber in geringerer Zeit das Ihrige verrichtet»<sup>31</sup>. Die beste Zeit für diese Prozedur sei aber die Zeit des abnehmenden Mondes, «damit das schwammichte Fleisch nicht so heftig hernach wachse. Diese werden in der Lungensucht/Haupt- Fluß- Kranckheiten/Mutter- und Miltz- Beschwehrnus gesetzt/in welchem letzten Zustand zwey bis drey Finger breit unter dem Knye am inneren Theil des lincken Schenckels das Fontanell solle geöffnet werden/weilen es alldorten die Rosen-Adern zum Gesellen hat/welches in Verstopfung der Monath-Zeit/Mutter/Tobheit und aller alten Schäden gar wohl bekandt. In der Lungensucht thut es gute Würckung/wann man solche auf den Armb/oder hinten auf den Knick und zwischen bey den Schultern/doch nicht zu nah an den Rückgrat setzet»<sup>32</sup>.

In der Volksmedizin war die Fontanelle lange Zeit ein beliebtes Mittel, um «schlechte Säfte» abzuleiten. Man setzte sie bei den verschiedensten Leiden, so zum Beispiel auch bei geistigen Gebrechen infolge der Schwangerschaft. «Wenn eine Frau in Kindbethen närrisch wird», so musste man «ein Fundanell auf den lincken Fuß einwärts setzen/und es stehen lassen/bis sie wider mit einem andern Kind herfür gehet»<sup>33</sup>. Auch bei Lungenkrankheiten wollte man das Geschwür «welches zur Lunge fortschreiten würde» durch Fontanellen abzuleiten versuchen<sup>34</sup>.

Um schnell ein solches Hautgeschwür zu erzeugen, brauchte man nur aus Leinwand oder Papier eine Scheibe von der Grösse der ge-

<sup>30</sup> Th. Zwinger, Sicherer Und Geschwinder Artzt... (Basel 1725) 812.

<sup>31</sup> J. N. Seitz, Vermehrter und im Druck verbesserter Trost der Armen, Das ist: Schlechte, jedoch bewährte Haus-Mittel...» (Nürnberg 1726) 623 ff.

<sup>32</sup> wie Anm. 31.

<sup>33</sup> Freywillig-aufgesprungener Granat-Appfel/Deß Christlichen Samaritans... (Grätz 1697) 269.

<sup>34</sup> O. Hovorka-A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin II (Stuttgart 1909) 40.

wünschten Fontanelle schneiden und diese in Alkohol oder Eau de Cologne zu tauchen. Dies legte man auf die rasierte Haut, zündete es an und liess es brennen, bis es von selbst erlosch. Die Oberhaut konnte sodann gleich weggenommen werden, und die Fontanelle war fertig<sup>35</sup>.

Auch von den persischen Ärzten wurde die Fontanelle als Heilmittel geschätzt. Die Bezeichnung dafür lautete dort «Dagh». Man brannte mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestockes eine hinlänglich tiefe Wunde und legte, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage Wachskügelchen, später 1–2 Kuchenerbsen hinein. Am gebräuchlichsten war das Setzen einer Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich, doch brachte man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an anderen Körperteilen an: an den Schläfen, der Stirn und den Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden, unter dem Schlüsselbein gegen Brustbeschwerden, am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieser Organe<sup>36</sup>.

Die einfachste Art, eine ableitende Fontanelle zu erzeugen, war die Anwendung von verschiedenen hautreizenden Mitteln. So legte man bei Augenkrankheiten, Hautausschlägen, Lähmung und Schlag Seidelbastrinde auf den Arm, um die Krankheit abzuleiten<sup>37</sup>. Auch das einst im hohen Ansehen stehende Mittel, das «alle Feuchtigkeit herauszieht», (Vesicator, «Physikator»), hat sich noch lange in der Volksmedizin erhalten. Als «Fisekatur» geistert es in der steirischen Volksmedizin herum und stand wohl lange in Verwendung. R. Pramberger vermerkt hierzu: «Pikurwurz und Blüten mache zu Staub, ist das beste Mittel»<sup>38</sup>.

### III. Ohrring

Neben Haarseil und Fontanelle gehört noch eine dritte Art der Säfteableitung, wohl die bekannteste und am längsten geübte, hierher. Es handelt sich dabei um den Ohrring, mit dem noch heute vielfach der allgemeine Glaube verbunden ist, er könne bestimmte Krankheiten, wie Rheumatismus, Gicht, Kopf- und Zahnweh, Augen- und Ohrenleiden heilen und davor schützen. Als Hauptsache wird dabei überall das Loch im Ohrläppchen angesehen und nicht so sehr der durch die Öffnung gezogene Ring. Es handelt sich also eindeutig auch hier um eine künstliche Offenhaltung einer Wunde. Dies geht besonders deut-

<sup>35</sup> O. Hovorka-A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin I (Stuttgart 1908) 138.

<sup>36</sup> wie Anm. 35, 158f.

<sup>37</sup> Ch. J. Mellin, Die Hausmittel (Graz 1791) 101f.

<sup>38</sup> R. Pramberger, Volksmedizin II, Handschriftband im StVKM, Nr. 2600. Unter

lich aus einer steirischen Nachricht aus dem Ende des 19. Jahrhunderts hervor, wo ein durch das Ohr gezogenes Ringlein, aber auch eine mit gelber Seide überspannene Darmsaite, als ein treffliches Mittel bei Augenkrankheiten empfohlen wird<sup>39</sup>.

Von dieser Seite her muss nun auch das Tragen von Ohringen bei verschiedenen Krankheiten, hauptsächlich bei Augenleiden, betrachtet werden. Vielfach trug man bei Krankheiten der Augen Ohringe aus Gold<sup>40</sup>. Auch vorbeugend sollten sie getragen werden, denn «Ohringlein und goldene Schräubchen im Ohrläppchen halten das Auge hell und klar»<sup>41</sup>. Auch bei «skrophulösen Augenleiden» rühmte man das Tragen von Ohringen<sup>42</sup>.

Dieser Glaube ist nun sehr weit verbreitet. Er findet sich in Norwegen und Schweden ebenso wie in weiten Teilen Europas. Bis vor kurzem hatten Leute auf dem Lande in Norwegen und Schweden Fäden, Holz oder Sehnenstückchen in dem Loch im Ohrläppchen an Stelle von Ohringen. Andere hatten nur Löcher in den Ohrläppchen: wieder andere hatten schwere Ohrgehänge, um die Öffnung groß zu erhalten<sup>43</sup>.

Im Rheinland trugen viele Männer, welche Augenleiden hatten, noch vor dem Ersten Weltkrieg Ohringe<sup>44</sup>. In Südböhmen befestigte man Kindern einst ein Schräubchen am Ohr als Schutz gegen Augenkrankheiten<sup>45</sup>. Ebenso galt dort aber auch bei den Männern das Tragen von Ohringen und Ohrplättchen als Schutzmittel gegen Augenleiden<sup>46</sup>. Im Frankenwald hingegen schätzte man sie als Ableitungsmittel nicht nur von Auge und Ohr, sondern vom ganzen Körper<sup>47</sup>.

Nach dem «Schweizerischen Idiotikon» wurden in den Kantonen Aargau, Bern, Thurgau und Zürich Ohringe gegen entzündete oder triefende Augen getragen. Da das Durchstechen der Ohren öfter ein längeres Eitern verursachte, glaubte man, dass dadurch die Entzündung aus den Augen abgelenkt werde<sup>48</sup>.

---

Pikurwurz ist vielleicht Samen Pichurim = Pichorimbohnen zu verstehen.

<sup>39</sup> F. Kienast, Über Volksheilmittel: Heimgarten 4 (1880) 540.

<sup>40</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

<sup>41</sup> R. Pramberger, Volksmedizin II, Handschriftband im StVKM, Nr. 42.

<sup>42</sup> V. Fossil, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark (Graz, 2. Aufl. 1886) 94.

<sup>43</sup> L. Weiser-Aall (wie Anm. 13) 47f.

<sup>44</sup> O. Schell, Beiträge zur Volksmedizin im Bergischen: Zs. des Vereins für rhein. und westfäl. Vkd. 11 (1914) 172.

<sup>45</sup> Sud. Zs. für Vkd. 1 (1928) 166, Umfrage.

<sup>46</sup> wie Anm. 45.

<sup>47</sup> Dr. Flügel, Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde (München 1863) 65.

<sup>48</sup> Schweiz. Id. 8, Sp. 1088.

Es ist kaum verwunderlich, dass die Ärzte sehr bald gegen diesen «Aberglauben», den sie kulturgeschichtlich nicht zurückverfolgen konnten, heftig polterten. Noch vor dem Ersten Weltkrieg schreibt D. v. Hansemann: «So ist es auch in vielen Gegenden Deutschlands noch üblich, auch bei Männern, einen kleinen Ring im Ohr zu tragen, und zwar nur in einem, und man wird gewiss nicht annehmen können, dass dieser eine Ring ein Schmuckgegenstand sei. In Wirklichkeit ist auch damit ein Aberglaube verknüpft. Das Ohrringtragen ist auch bei Kindern eine sehr schädliche Gewohnheit. Man muss sich nur vergegenwärtigen, wie die Ohrlöcher geschaffen werden. Das Ohrläppchen wird dabei mit einer Nadel durchstoßen und das ist ja, besonders da die Nadel gewöhnlich vorher ausgeglüht wird, verhältnismässig ungefährlich. Aber wenn man nun das gestochene Ohrloch sich selbst überlässt, so heilt dasselbe bald wieder zu, und deshalb wird durch die frische Wunde ein Ring hindurchgezogen. Da diese Ringe nun in den seltensten Fällen aus Gold sind, so setzen sie Grünspan an. In den Unebenheiten dieses Grünspans, der durchsetzt ist mit dem eingetrockneten Sekret der frischen Wunde, wachsen Bakterien, die dann in die Wunde eindringen können und so zu allen möglichen Krankheitszuständen führen»<sup>49</sup>.

Der Glaube, dass Ohrringe eine Reihe verschiedener Krankheiten günstig beeinflussen können, hängt sicher damit zusammen, dass sie an Stelle der besprochenen Heilmittel getreten sind. Der enge Zusammenhang mit der älteren Heilkunde lässt sich noch heute deutlich erkennen. Wir besitzen darin ein echtes Erbstück der alten humoralen Anschauung, welche durch Ableitung vom kranken Organ Heilung zu schaffen suchte. Deshalb stach man auch gerade in das Ohr, welches auf der selben Seite wie das kranke Auge liegt ein Loch, und beförderte die Eiterung durch Einlegen von fremden Körpern, um direkt den kranken Stoff aus dem Auge herauszuleiten. Übrigens wurde schon in den frühesten Zeiten der ägyptischen Kultur eine therapeutische Verwandtschaft zwischen Auge und Ohr angenommen, denn man spritzte, wie der Papyrus Ebers lehrt, bei Augenkrankheiten unter Umständen allerlei Substanzen in das Ohr<sup>50</sup>.

Die Ärzte halten Ohrringe als Heilmittel meist für reinen Aberglauben, wegen der oft damit verknüpften magischen Vorstellungen. Aber es wird dabei vielfach übersehen, dass der Ohrring als Heil-

---

<sup>49</sup> D. v. Hansemann, *Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben* (Leipzig und Berlin, 2. Aufl. 1914).

<sup>50</sup> O. Hovorka-A. Kronfeld (wie Anm. 34) 808f.

mittel einst auch von Ärzten empfohlen wurde, dann allmählich in die Hände von Kurpfuschern übergang, mit magischen Vorstellungen verbunden zum Hausmittel und damit ein Teil der Volksmedizin wurde. Dass Setaceen durch Metallringe im Ohrläppchen ersetzt wurden, nimmt auch der schwedische Arzt Söderström an. Er sagt jedoch nichts darüber, wann man dazu übergang<sup>51</sup>.

Den Ausdruck «Narrenstich» im Ohrläppchen in «Aller Praktik Grossmutter» des Johann Fischart aus dem Jahre 1572 könnte man als Beweis auffassen, dass man den Stich durchs Ohrläppchen schon damals als Heilmittel anwendete. Im Kapitel «Von den XII Monaten vnd dem eingang der Sonnen in die XII zeichen, auch jrer würckung, sampt einer grillischen Laßtaffel» – der Verfasser spottet also über den Aberglauben seiner Zeit – heisst es: «würd gut lassen am lincken Ohrläppchen für den Narrenstich...»<sup>52</sup>. Leider kommt der Ausdruck nur an einer Stelle vor und es bleibt freilich fraglich, ob es sich dabei tatsächlich um einen frühen Beleg eines bereits damals bewitzelten Ohrenstiches handelt. In der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts ist die Rede vom «Narrenschnneiden». So kuriert in einem Fastnachtsschwank von Hans Sachs der Arzt einen wunderlichen Kranken dadurch, dass er ihm die schlechten Eigenschaften, wie Geiz, Zanksucht, Faulheit usw. in Gestalt von kleinen Narren aus dem Bauch schneidet<sup>53</sup>. Aber ob man um diese Zeit (1557) schon Löcher im Ohrläppchen mit Hilfe von Metallringen offen hielt, dafür findet sich in diesem Schwank keine Andeutung.

In letzter Zeit wurde versucht, den Ohrring in Zusammenhang mit dem aus Ostasien stammenden medizinischen System der Akupunktur zu sehen<sup>54</sup>. Obwohl in der Akupunktur keine Ringe und Schräubchen in die Ohrläppchen gesteckt, sondern mit Gold und Silbernadeln gestochen wird, ergeben sich doch gewisse Ähnlichkeiten, die vielleicht einmal näher untersucht werden müssten. Überraschend jedenfalls ist, dass auch in dieser ostasiatischen Praktik eine Stelle am Ohrläppchen, die unserer Öffnung für den Ohrring entspricht, als besonderer Indikationsbereich bei Augenentzündungen gilt. Zur Vorbeugung oder

<sup>51</sup> L. Weiser-Aall (wie Anm. 13) 48.

<sup>52</sup> J. Fischart, *Aller Praktik Grossmutter* (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 2, Halle/S. 1876) 18.

<sup>53</sup> Hans Sachs's ausgewählte dramatische Werke, 1. Band (Leipzig 1939) 237ff.; «Das Narrenschnneiden».

<sup>54</sup> G. Feucht, Bemerkungen zum Männerohrring: *Österr. Zs. f. Vkd.*, NS. 13 (1959) 221f.

Heilung von Augenkrankheiten werden ja vielfach auch unsere Ohrringe getragen, bzw. gestochen.

Es lässt sich also nicht genau feststellen, wann der Ohrring als Heilmittel Eingang fand. Der Glaube an seine Schutz- und Heilkraft bei bestimmten Krankheiten kann weder aus seiner Funktion als Schmuck, noch aus der als Amulett erklärt werden. Beim Männerohrring scheint es eine Überlieferung zu geben, die älter ist, als die vom Ohrring als «Medizin» und zu dieser älteren gehört wahrscheinlich auch der Glaube, er könne den Blick «schärfen»<sup>55</sup>.

Befriedigend lässt sich seine Funktion wohl nur aus der Tatsache erklären, dass er als Ersatz für ältere, dem Prinzip nach gleiche Methoden, wie Haarseil und Fontanelle, zuerst in die ärztliche Heilkunde und später allmählich in die Volksmedizin Eingang fand und bis heute noch, wenigstens in der Erinnerung, weiterlebt.

#### IV. Wurzelstecken

In die grosse Gruppe solcher künstlich erzeugten Wunden, die durch das Einlegen von Gegenständen offen gehalten werden, gehört auch eine Behandlungsmethode aus der Tierheilkunde, bei der man dem kranken Tier durch die durchbohrten Ohrlappen Stücke einer Wurzel steckt. Die so bewirkte Eiterung soll die Krankheit ableiten; es handelt sich also wieder um das Einziehen eines Haarseiles. So heilt man z. B. den Rotlauf der Schweine, die sogenannte «Gill» oder «Güll», in der Steiermark dadurch, dass man durch das Ohr des Tieres eine schwarze Nieswurz (*Helleborus niger*) zieht. Das Ohr soll nun gewaltig anlaufen und schwarz werden, das Schwein aber gerettet sein<sup>56</sup>. Der Krankheitsname «Güll» ist bis heute nicht recht geklärt. Grimms Deutsches Wörterbuch vermutet eine Entlehnung aus dem Südslavischen<sup>57</sup>. G. Graber hingegen versucht die «Gila», unter der er eine Halskrankheit versteht, die schweres Schlucken verursacht, aus einem nicht belegten mittelhochdeutschen «diu gülle» = Lache, Pfütze, Jauche, Eiter, zu erklären<sup>58</sup>, während M. Höfler «die Güll» aus dem lat. *gula* = Schlund abzuleiten versucht<sup>59</sup>. Auch Unger-Khull erklärt

<sup>55</sup> Vgl. die Arbeiten über den Männerohrring von L. Schmidt, Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben. Mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (Österr. Volkskultur Bd. 3, Wien 1947) und von L. Weiser-Aall (wie Anm. 13).

<sup>56</sup> K. Reiterer, Altsteirisches (Graz 1916) 79f.

<sup>57</sup> J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 4/1, 6, Sp. 1073f.

<sup>58</sup> G. Graber, Volksleben in Kärnten (Graz-Wien, 3. Aufl. 1949) 417.

<sup>59</sup> M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch (München 1899) 195 und 208.

Güll oder Gill als den Namen einer Tierkrankheit, die Geschwüre am Halse zeigt. Bei Schweinen ist die rote «Güll» Rotlauf und Milzbrand<sup>60</sup>. Im Kärntischen Wörterbuch versteht man unter Gille oder Gülle ein kleines Geschwür am Halse, im Drautal hingegen bedeutet «die Gill» eine Entzündung der Haarwurzeln<sup>61</sup>.

Der Ausdruck «Güll» kommt auch in der Redensart vor: «Hast eh koa Güll» (Schneid), wie es in St. Peter im Sulmtal einst hiess. Ebenso deutete man die Gefährlichkeit dieser Erkrankung an, wenn man meinte, «gegen die Güll hilft nit viel». Denn meist verendeten die Tiere an dieser Krankheit. In Wettmannstätten (Weststeiermark) unterschied man ausser der roten auch eine schwarze und «brennte» Gill<sup>62</sup>. Aus der Gegend um Stainz (Weststeiermark) erfahren wir, dass man unter «Gill» dort einen Sammelnamen für allerlei katarrhalische und entzündliche Krankheiten der Tiere verstand. Der Bauer unterschied dort nach dem Krankheitsverlauf und der Krankheit selbst die «weisse, rote, auftreibende und die Kreuzgill». In den Berggegenden um Stainz hingegen begegnet auch der Ausdruck «Gelterei» oder «Gilterei», womit man aber auch das Verhexen des Viehes durch den Bösen Blick bezeichnete<sup>63</sup>. Im Sulmtal verstand man unter der «roten Güll» den Schweinerotlauf, und man zog dem Schwein eine Güllwurz (grüne Nieswurz = *Helleborus viridis*) in das Ohr ein. Auch in Söding (Weststeiermark) verwendete man dazu die grüne Nieswurz. Dort beobachtete man nach dieser Prozedur genau das Ohr des erkrankten Schweines. Drang zwischen der Haut und der Öffnung eine Flüssigkeit heraus, so wurde das Schwein gesund. Geschah dies aber nicht, so verendete es<sup>64</sup>.

Im allgemeinen wird das Einstecken der Güllwurz durch das Ohr (auch hier wechseln die Nachrichten zwischen schwarzer und grüner Nieswurz) nur für Schweine angegeben. Vereinzelt aber will man diese Praktik auch bei Kühen angewendet sehen. So berichtet R. Pramberger auch vom Einziehen dieser Wurzel bei «gillkranken» Schweinen und Kühen<sup>65</sup>. Bei Rindern zog man sonst in der Regel diese Wurzel durch die Wamme: «Wenn das Rindvieh die Gill oder Gicht hat, so wird demselben die Wamme mit einer Schusterahle durch-

<sup>60</sup> Th. Unger-F. Khull, Steirischer Wortschatz (Graz 1903) 314.

<sup>61</sup> M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch (Leipzig 1862, Neudruck 1965) Sp. 114.

<sup>62</sup> K. Reiterer (wie Anm. 56) 79f.

<sup>63</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Stainz.

<sup>64</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Söding.

<sup>65</sup> R. Pramberger, Volkskunde der Steiermark, Handschriftband 44, Nr. 17710 und 45, S. 326.

stochen und eine Wurzel der *Helleborus viridis* in die Öffnung gesteckt; oder es wird die Wurzel fein zerstoßen und in zerlassenes Schweineschmalz gegeben, hierauf die Mischung durchgesehen, so dass der Staub der Wurzel möglichst zurückbleibt, das Schmalz wird sodann auf Brot gestrichen und dem Vieh gegeben; oder es wird die Wurzel nur zwischen Brot gegeben und so dem Vieh verabreicht. Bei Schweinen werden zwei Wurzeln kreuzweise auf die Kreuzwirbel der Schweine gelegt und mit Schusterpech aufgeklebt»<sup>66</sup>.

Das Einführen einer grünen Nieswurz in die Wamme des Rindes wird auch aus Vorarlberg berichtet. Dort allerdings heisst die Wurzel «Gallworza» und die Krankheit nicht «Gill», sondern «Galle». Leidet ein Stück Vieh dort an der «Galle», so «tuat ma's gältna». Dabei wird in die Wamme ein Löchlein gestochen und in die Öffnung ein Würzelchen vom «Gallworzastock» (*Helleborus viridis*) eingeführt. Dies zieht die Galle aus dem Blut<sup>67</sup>.

Im niederösterreichischen Waldviertel wurde das «Güllen» alljährlich im Frühjahr als Vorbeugungsmittel an den Kälbern vorgenommen, um ihr Gedeihen zu sichern. Auch hier wurde die Wamme des Tieres mit einer Ahle durchbohrt und eine Güllwurzel eingeführt, die man einige Tage in der Wunde liess, wobei sich bald eine heftige Anschwellung bildete. Bei Schweinen steckt man – seltener bei Rindern – die Güllwurzel durch das Ohr<sup>68</sup>.

In Oberösterreich (um Gmunden) heisst die grüne Nieswurz Schelmwurz, das «Güllen» mit der Wurzel «Einziehen»<sup>69</sup>.

Auch im Burgenland zog man den erkrankten Rindern bei der «Güll» eine solche Wurzel durch die Wamme. Diese Praktik wurde im Bezirk Oberpullendorf noch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg geübt<sup>70</sup>.

In Kärnten nennt man die «Gillwurz» auch «grüne Schneewurz» und verwendet sie als Mittel gegen den «Saurotlauf». Wenn diese Krankheit noch im Anfangsstadium ist, nehme man ein Stück von der «Güllwurzen», wasche es und ziehe es dem befallenen Tier durch das Ohr ein. Um die Einzugsstelle muss man aber gleich auch mit einem

<sup>66</sup> Hsl. Ferk-Archiv am StVKM.

<sup>67</sup> Heimat (Bregenz) 4 (1923) 181.

<sup>68</sup> E. Weinkopf, Naturgeschichte auf dem Dorfe (Wien 1926) 30.

<sup>69</sup> wie Anm. 68, 108, Anm. 5.

<sup>70</sup> Freundliche Briefmitteilung von Direktor Stephan Aumüller, Rust, (jetzt Luising) vom 26. Mai 1964. Vgl. dazu: St. Aumüller, Das Güllwurzel-Einziehen. Ein volkstümliches Heilverfahren bei Tieren im Burgenland (Wissenschaftl. Arbeiten aus dem Burgenland, 35; Eisenstadt 1966) 291 ff.



scharfen Messer im Umkreis von zwei Zentimetern die Haut einritzen. Dieser eingeritzte Teil des Ohrlappens fällt dann später aus; würde man ihn nicht einritzen, so kann unter Umständen das ganze Ohr des Tieres abfallen<sup>71</sup>.

Der eigenartige Krankheitsname «Gill» oder «Güll», unter dem man sowohl den Milzbrand der Rinder wie auch den Rotlauf der Schweine versteht, ist auf das österreichisch-bairische Sprachgebiet beschränkt. In allen anderen Teilen Nord- und Mitteleuropas, wo diese Heilpraktik ähnlich geübt wird, haben sich auch für die Nieswurz andere Namen erhalten.

Der Name «Gillwurz» für *Helleborus viridis* wird für Österreich und speziell für die Steiermark, schon 1780 erwähnt<sup>72</sup>, und 1841 kennt die Flora Oberösterreichs eine «Gillwurz»<sup>73</sup>. Für die Oststeiermark wird eine «Güllwurzen» belegt<sup>74</sup>, und auch andere Teile der Steiermark kennen, wie bereits ausgeführt, diese Bezeichnung der grünen und der schwarzen Nieswurz. Dabei wird aber meistens nicht zwischen den beiden Arten unterschieden. In Niederösterreich sind für die grüne Nieswurz die Namen «Gilbwurzel»<sup>75</sup> und «Göllkraut»<sup>76</sup> bekannt, während in Kärnten neben der Bezeichnung «Gillwurz» auch der Name «Gailkraut» üblich ist<sup>77</sup>. Auch in Bayern wird die «Gillwurz» als Haarseil bei der sogenannten «Gilbe» = gelber Knopf oder «Gille» der Schweine durch das Ohr gesteckt<sup>78</sup>.

Diese Heilpraktik, dass man solche Wurzeln durch das Ohr eines erkrankten Tieres zieht, das sogenannte «Haarseilsetzen», lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen. Bereits Columella<sup>79</sup> und Vegetius<sup>80</sup> berichten dies von der Pflanze *Consiglio*, die wohl als *Helleborus foetidus* (stinkende Nieswurz) zu deuten ist. Auch Plinius d.Ä. be-

<sup>71</sup> F. Deiser, Um Brauch und Glauben im Lavanttal: Die Kärntner Landsmannschaft 1963, Nr. 1, S. 4.

<sup>72</sup> J. S. V. Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland... (Wien 1780) 157.

<sup>73</sup> F. S. Sailer, Die Flora Oberösterreichs. I. Band (Linz 1841) 318.

<sup>74</sup> H. Rohrer, Zur bäuerlichen Pflanzenkunde: Blätter für Hmtkd. (Graz) 5 (1927) 47.

<sup>75</sup> A. Kerner, Niederösterreichische Pflanzennamen. In: Verhandl. des zool.-bot. Vereins in Wien 5 (1855) 262.

<sup>76</sup> F. Höfer-M. Kronfeld, Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen: Blätter des Ver. für Landeskunde von Niederösterreich (Wien 1889) 109.

<sup>77</sup> G. A. Zwanziger, Verzeichnis der in Kärnten volkstümlichen deutschen Pflanzennamen: Carinthia, Jahrbuch des Naturhistorischen Landesmuseums von Kärnten 19 (1888) 62.

<sup>78</sup> M. Höfler, Volksmedizinische Botanik der Germanen (Wien 1908) 85.

<sup>79</sup> Lucius J. Moderatus Columella, De re rustica (Basel 1535) 6, 5.

<sup>80</sup> Renatus P. Vegetius, Digestorum artis mulomedicinae libri. Kap. I, 12, 2. Hsg. von E. Lommatzsch (Leipzig 1903).

richtet, dass die Nieswurz den Rotz der Schafe und Lasttiere heile, wenn man ihnen einen Zweig durch ein Ohr zieht und diesen am nächsten Tag wieder herausnimmt<sup>81</sup>. Ebenso ist das Lungenkraut, durch die Ohren der Schweine und kleinen Haustiere gezogen, ein schnell wirkendes Heilmittel<sup>82</sup>.

Neben den österreichischen und bairischen Gebieten ist die Heilpraktik auch im Elsass, in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Braunschweig, in den Niederlanden und Dänemark, sowie auch in Frankreich bekannt<sup>83</sup>. Als «Wrangkruut» (Wrang, wrank = Schweinebräune, Milzbrandbräune, Glossanthrax), wohl zu wringen, weil die Krankheit den Tieren den Hals zuschnürt und zum Würgen nötigt) fand die schwarze Nieswurz in Schleswig-Holstein Verwendung: «Stengel und Wurzelfasern (Wrangwuttel) werden getrocknet und dem Tier durch das Ohr gesteckt, in das zuvor mit einem Pfriem ein Loch gebohrt ist. Wenn der Schaden geheilt ist, fällt das Wrangkruut von selbst heraus... das Wort stirbt mit dem Verfahren aus»<sup>84</sup>.

In Frankreich (Lauraguais) heisst die Nieswurz Mare-suré (mundartlich siurá = ein Haarseil setzen), und die Operation wird genau wie bei uns an der Wamme vorgenommen<sup>85</sup>. Das englische Landvolk kennt sie als peg-roots (peg = pflöcken, d.h. das Ohr des Tieres mit einem Pflöck aus der Nieswurz versehen), oder die Operation wird auch mit «to setter» («setzen») bezeichnet, was zweifellos unserem Einziehen der Güllwurzel entspricht<sup>86</sup>.

Dass die schwarze Nieswurz auch in Belgien auf dieselbe Art Verwendung findet, geht aus ihrem flämischen Namen vaankruid (t'vann stecken = das Einziehen der Nieswurz ins Ohr der kranken Schweine) hervor<sup>87</sup>.

Dieses weit über den deutschen Sprachraum verbreitete «Wurzelstecken» gehört also zur Gruppe jener volkstümlichen Heilverfahren, die den Zweck verfolgen, örtliche Reizungen und Entzündungen, Verwundungen und Eiterungen hervorzurufen, um die Krankheit vom befallenen Organ auf weniger lebenswichtige Körperteile abzu-

<sup>81</sup> C. Plinius Secundus, *Historia Naturalis* 25, 55. Hsg. von K. Mayhoff (Leipzig 1897).

<sup>82</sup> wie Anm. 81: 26, 38.

<sup>83</sup> H. Marzell, *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen*, Bd. 2 (Leipzig 1958) Sp. 801.

<sup>84</sup> O. Mensing, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*, 5. Band (Neumünster 1927–1935) 703.

<sup>85</sup> E. Rolland, *Flore populaire ou histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folklore* (Paris 1896) I, 77f.

<sup>86</sup> J. Britten und R. Holland, *A Dictionary of English Plant-Names* (London 1878 und 1886) 373.

<sup>87</sup> E. Paque, *De vlaamsche volksnamen der planten* (Namen 1896) 383.

leiten und ausziehen. Diese Praktik hat sich in der Tierheilkunde teilweise bis in die Gegenwart erhalten, während die einst auch in der wissenschaftlichen Medizin verwendeten Ableitungsmethoden bei menschlichen Gebrechen, wie Setaceen und Fontanellen, heute allmählich in Vergessenheit geraten sind und nur noch in den seltensten Fällen in volksmedizinischen Heilpraktiken angewendet werden. Die tatsächlich günstigen Wirkungen solcher künstlicher Wunden mögen vielleicht auch damit zusammenhängen, dass die natürlichen Abwehrkräfte des menschlichen wie des tierischen Körpers aktiviert werden und es dadurch zu einem vermehrten Ausstoss an weissen Blutzellen kommt. Ob beim Einziehen der Nieswurz in der Tierheilkunde auch noch eine Wirkung des Giftgehaltes (Hellebrin und Helleborein) mitspielt, ist fraglich.

Jedenfalls haben wir es bei der Offenhaltung von Wunden zu Heilzwecken, die man einst neben dem Aderlass zur «kleinen Chirurgie» zählte, mit alten, einst sehr geübten Heilpraktiken zu tun. Sie reichen bis in die Antike zurück und haben sich im wechselvollen Auf und Ab von Schul- und Volksmedizin in so mancher volksmedizinischen Methode bis auf den heutigen Tag erhalten.